

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumeriert auf dieses Heftblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlthät. Post-Aemtern.

Literatur des Auslandes.

N^o 57.

Berlin, Freitag den 12. Mai

1837.

England.

Hallam's Europäische Literatur-Geschichte.

Lorenzo von Medici. — Machiavelli.

Ueber die Vorzüge und Mängel des oben genannten Werkes ist bereits in Nr. 50 geurtheilt worden. Aber die ersteren sind doch immer bedeutend genug, um noch einige Particen aus diesem Buche herausheben zu können, wo Hallam mit offener Liebe bei einigen Gegenständen verweilt und es recht augenscheinlich ist, daß er gern sich noch länger bei denselben aufgehalten haben würde, wenn nicht der von Natur so inhaltsreiche Gegenstand in einen so engen Raum hätte zusammengekrängt werden müssen.

Eine solche Stelle ist die über Lorenzo von Medici. „Unter seiner Herrschaft“, sagt der Englische Geschichtschreiber, „war die goldene Zeit des Florentinischen Staates, wie dem Leser aus einem verdienstlichen Werke von großer Ausdehnung“) hinlänglich bekannt seyn wird.“ Darauf werden die philologischen Bestrebungen seiner Freunde Landino, Merula, Calderino und Politiano kurz, aber gut gewürdigt und Lorenzo's eigenes Verdienst gepriesen. „Sein Einfluß auf die Literatur“, heißt es weiter, „erstreckte sich von 1470 bis zu seinem im Jahre 1492 erfolgten Tode. Und es war nicht bloß die Wort-Philologie, die ein so edler Geist zu befördern und zu verbreiten strebte. Denn er sah in der alten Literatur noch etwas weit Höheres, als eine bloße, wenngleich notwendige Wort-Kritik. Auf seiner Villa, die sich über den Mauern von Florenz auf den steilen Abhängen des stolzen Hügel, wo einst die Mutterstadt Färsula getront hatte, erhob, verlebte er in reizenden Gärten, um die ihn wohl Cicero beneidet hätte, in der Gesellschaft von Ficino, Landino und Politiano seine Ruhestunden in den Ideal-Schöpfungen der Platonischen Philosophie, auf das berechtigte von der sommerlichen Ruhe des Italiänischen Himmels begünstigt. Und nicht leicht konnte die Seele des Philosophen und des Staatsmannes angenehme Eindrücke in sich aufnehmen, als in dieser anmuthigen Zurückgezogenheit. Zu seinen Füßen lag Florenz, nicht allein in all der Pracht, mit welcher es der letzte Mediceer geschmückt hatte, sondern auch ausgefattet mit den Denkmälern der Frömmigkeit früherer Zeiten, die der Stadt eine so unübertrefflich schöne Ansicht verleihen. Ein Mann, das Wunder seiner Zeit, Brunelleschi, hatte die anmuthsvolle Stadt mit der erhabenen Kuppel ihres Doms geziert, ein Bau, der in Italien, bis dahin ungekannt gewesen war und nicht leicht übertroffen worden ist. Mitten unter den zusammengekrängten Thürmen kleinerer Kirchen, scheint er ein Bild der katholischen Hierarchie unter ihrem Oberhaupte zu seyn; majestätisch, ungedrohen, unerschüttert, wie die ewige Roma, wirft er seine Strahlen gleichmäßig nach allen Theilen der Erde und strebt himmelan in seinen kühnen Umriffen. Und welche andere Meisterwerke umschließt die schöne Stadt mit ihren Mauern, das Baptisterium mit seinen ehernen Thoren, die eines Paradieses würdig wären, das schöne und reichgeschmückte Glockenhaus von Giotto's Meisterhand, die Kirche zu St. Carmine mit den Fresken von Masaccio, die von Santa Maria Novella, schön wie eine Braut, und Santa Croce, die nur allein der Kathedrale an Pracht weicht, die von St. Marco und San Spirito, ein zweites Denkmal von Brunelleschi's schöpferischem Genius, und alle die zahlreichen Klöster, die sich innerhalb der Mauern der Stadt erheben oder in der unmittelbaren Nähe derselben wie umhergestreut sind. Von ihnen wendet sich das Auge zu den Tropheäen der republikanischen Regierung, und dann wieder eben so schnell zu dem fürstlichen Bürger, der sie überlebt hat, zu dem Valazzo Beccio, wo einst die Signoria von Florenz ihre Raths-Versammlungen hielt, oder zu dem neuen noch unvollendeten Palaste, den Brunelleschi für Einen aus der Familie Pitti bestimmt hatte, bevor dies Geschlecht in dem fruchtlosen Kampfe gegen die Mediceer unterlag, und der nachher der Aufenthalt der siegenden Partei wurde, gleichsam als ob er durch seinen Namen das Gedächtniß jener Revolution verewigen sollte, welche den Mediceern ihre Macht verschafft hatte.“

„Der Blick von einer Anhöhe auf eine große Stadt, die schweigend vor uns ausgebreitet liegt, ist nicht weniger schön als höchst ergreifend, so daß es für ein edles Gemüth nicht leicht etwas Erhabeneres geben kann. Aber wie weit erstere Betrachtungen mußte diese Ansicht in der Seele desjenigen Mannes hervorrufen, der durch die Gewalt der Umstände und den großberzigen Ehrgeiz seines Hauses und seinen eigenen in die gefährliche Nothwendigkeit versetzt war, ohne ein

Recht und, so gut es gehen wollte, auch ohne den Schein von Macht zu regieren, der es wußte, wie rachsüchtig seine Feinde waren, und wie sie vor seinem Mittel zurückbeugen, um ihn von seiner Höhe zu stürzen. Wenn solche Gedanken wohl Lorenzo's klares Auge umdüstern konnten und ihn oft vergeblich in seiner Einsamkeit das suchen ließen, was er von derselben gehofft hatte, so konnte er doch seine Heiterkeit durch die anmuthigen Bilder, welche er in seinen Gärten vor sich sah, neu beleben. Waldgetränzte Berge, die in den verschiedensten Schattirungen erglänzten, begränzten auf allen Seiten in nicht zu großer Entfernung den Horizont; kleine Landhäuser und Meierhöfe, die Lorenzo's Eigenthum waren, belebten die Ebene, deren Bevölkerung mit vielem Eifer die landwirthschaftlichen Verbesserungen unterstützte, in denen Lorenzo, neben der Beschäftigung mit klassischer Literatur, die edelste Erholung von seinen Staatsgeschäften fand. Derselbe regsame Geist, der ihn vermocht hatte, seine Gärten in der Villa Careggi mit den ausgefeiltesten ausländischen Blumen des Osten zu füllen (es ist dies das erste Beispiel eines botanischen Gartens in Europa), veranlaßte auch die Einführung einer neuen Thiergattung aus derselben Himmelsgegend. Herden von Wölfen, die mit ihren schallenden Hufen, gebogenem Nacken, gekrümmten Hörnern und finsternem Antlitz gegen die weißgraue Farbe und das sanftmüthige Auge der Toetanischen Stiere sehr abstachen, weideten in dem Thale, durch welches der Arno sein gelbes Gewässer in vielfachen Krümmungen still und schweigend dem Meere zuführt.“

Eines anderen ausgezeichneten Florentiners, Nicolo Machiavelli, gedenkt Hallam ebenfalls ausführlicher, und wohl besonders in der Absicht, das Urtheil derer zu berichtigen, die im Fürsten des Machiavelli eher „ein unglückbringendes Meteor“ als „ein wohlthätiges Gestirn“ sehen. Nachdem er in der Kürze Machiavelli's Schicksale berichtet hat, zeigt er, daß man nach dessen eigenen Aeußerungen nicht in Zweifel seyn könne, es sey seine Absicht gewesen, bei Julian von Medici, der zu jener Zeit das Haupt von Florenz war, eine Anstellung zu erhalten, und daß er seine Abhandlung geschrieben habe, um sich diesem Fürsten zu empfehlen. Es ist allerdings nach dem allgemeinen Charakter der Machiavellischen Schriften wohl anzunehmen, daß er es vorgezogen haben würde, in einer Republik zu leben, als der Unterthan eines Fürsten zu seyn, aber zu jener Zeit blieb ihm keine Wahl übrig, und es war nach seiner Ansicht besser, einem Herrn zu dienen und im Staate nützlich zu seyn, als sein Leben in Armut und in Unbedeutendheit hinzubringen. „Wir können also“, fährt Hallam fort, „dem Machiavelli wohl Glauben schenken, wenn er in jener begeisterten Ermahnung im letzten Kapitel des Fürsten den Julian zu der edeln Unternehmung anruft, den Boden Italiens von den Barbaren zu reinigen. Seit zwanzig Jahren war dies schöne Land die Beute fremder Heere gewesen, von denen sich abwechselnd jeder einheimische Staat hatte demüthigen oder gewaltthätig behandeln lassen müssen. Machiavelli's Scharfsinn sah leicht ein, daß republikanische Institutionen niemals im Stande seyn würden, eine Vereinigung zusammenzubringen, um dies Joch abzuschütteln. Daher bildete sich bei ihm der Gedanke, daß dies nur einem Fürsten gelingen könne; aber es müsse ein Fürst seyn, der erst neuerlich sich zu dieser Macht emporgeschwungen habe, da keiner der Erbsürstlichen Familien in Italien hierzu taugte; Einer, der durch ein National-Heer sich behaupten könnte, da er jede Zuziehung von Miethestruppen als ein Unglück ansah; endlich Einer, dem bei einem so großartigen Unternehmen, als die Befreiung Italiens seyn würde, alle Städte gern und willig Gehorsam leisteten. Daß er die Aussicht auf eine solche Befreiung einem Manne eröffnete, wie Julian von Medici war, dessen Fähigkeiten nicht hingereicht haben würden, eine solche Aufgabe zu lösen, mag einigermaßen als Schmeichelei erscheinen.“

Weiter untersucht Hallam die Wahrheit des Vorwurfs, als ob Machiavelli so heimtückisch gewesen sey und die Mediceer habe ins Verderben stürzen wollen, indem er ihnen auf alle Weise eine tyrannische Regierungsverfassung anpries. „Ich will nicht“, sagt er, „die unedlen Stellen des Buches beschönigen, aber das ist gewiß, daß nicht leicht ein Buch mehr Mißdeutungen erfahren hat, als der Fürst von Machiavelli. Es ist der Wahrheit ganz und gar nicht angemessen, wenn man ihm vorwirft, daß er eine tyrannische Regierungsform der Fürsten anrath, oder eine solche, die allgemeinen Widerstand erregen muß; es gibt dies nicht einmal von solchen Fürsten, die, wie er sie aus Erfahrung kannte, erst so eben auf den Herrscherthron erhoben waren und sehr darauf bedacht seyn mußten, sich diese Macht zu erhalten. Er schärft es vielmehr zu wiederholten Malen ein, daß ein Fürst Alles vermeiden müsse, was ihn verächtlich oder gebüßig machen könne, besonders aber Ungerechtigkeiten gegen die Ehre und das Vermögen der Bürger. Wenn sie ihn lieben oder wenigstens nicht hassen, so ist dies die einzige Bürg-

*) Roscoe's Lorenzo von Medici.

schaft für die Sicherheit eines Regenten und weit besser als irgend eine Festung. Auch wird ein weiser Fürst den Adel ehren und doch zugleich das Volk zufriedustellen." Wie wenig solche Lehren darauf berechnet seyn konnten, den Sturz der Medicer vorzubereiten, geht nach Hallam's Bemerkung schon daraus hervor, daß der erste Herzog dieses Hauses, Cosmus I., vierzig Jahre lang Machiavelli's Lehren, sowohl im Guten als im Bösen, praktisch übte, und daß seine Regierung nichts weniger als unruhig war.

Man hat aber noch weit schlimmere Fehler in dem Machiavellischen Jüchten gefunden. Gottesfurcht, Treu und Glauben, Milde und Gerechtigkeit soll stets in dem Munde seines Fürsten seyn, aber derselbe soll auch lernen, sich nicht vor einem schlechten Rufe zu fürchten, wenn er gewisse Handlungen für notwendig findet, um seine Macht zu bewahren. Weil neue Staaten gar zu sehr allerhand Gefahren ausgesetzt sind, so kann auch ein neuer Herrscher, nach M., unmöglich den Vorwurf der Grausamkeit vermeiden. Werden solche Grausamkeiten gleich zu Anfang und durch den Drang der Umstände herbeigeführt, so können sie nützlich seyn; aber wenn sie zur Gewohnheit werden und nicht mehr notwendig sind, so sind sie unverträglich mit der Dauer einer auf diese Weise gelöteten Macht. Es ist am besten, zugleich geliebt und gesüchtet zu werden; soll man jedoch zwischen Beidem wählen, so ist es am ratsamsten, das Letztere vorzuziehen. Denn es giebt viele von Natur undankbare, schwächliche und feige Menschen, die ihrem Wohlthäter Alles versprechen und ihn doch in der Noth verlassen, für die aber die Bande der Furcht stärker sind, als die Bande der Liebe. Aber die Furcht darf nicht zum Haffe werden, auch hat ein Fürst solchen nicht zu besorgen, wenn er das Eigenthum und die Frauen seiner Unterthanen unangetastet läßt. An Gelegenheiten, sich das Eigenthum anderer Leute anzutastet, fehlt es niemals, während die Gelegenheiten zum Blutvergießen weit seltener sind, und überdies vergißt ein Mann eher den Tod seines Vaters, als den Verlust seines Eigenthums.

Zum Schluß bearbeitet Hallam noch das achtzehnte Kapitel, welches von der Art und Weise handelt, wie Fürsten ihr gegebenes Wort halten sollen. Für Maches, was hier auffallend und schlecht erscheinen könnte, findet der Englische Gelehrte die beste Beschönigung in den Lebens- und Zeitverhältnissen Machiavelli's. Diese ließen ihn einen jeden kleinen Herrscher im Zustande eines fortwährenden Wettkampfs gegen Betrug und Gewaltthätigkeit, die er sowohl von feindlichen Bürgern als von ehrwürdigen Nachbarn zu besorgen hatte, erblicken. In solchen Fällen ist es in der That sehr schwierig, sich überall auf der Bahn des strengsten Rechts zu erhalten, und weder der kältere Beobachter einer späteren Zeit, noch der im Gefühle der Sicherheit lebende Bürger eines wohlgeordneten Staates ist eigentlich ein recht vollständiger Richter über das, was in jener Zeit, in Tagen der Noth und Gefahr, zu thun nöthig war, wobei wir freilich immer mehr die Personen als das Object der Verurtheilung vor Augen haben. Die Vorschriften der Moral und die Lehre von der christlichen Duldsamkeit lehren uns zwar, daß es besser sey, gar nicht zu leben, als auf Kosten seiner Tugend zu leben; aber die wenigsten von Machiavelli's Mitbürgern und Landsleuten machten eigentlich darauf Anspruch, eine solche Lauterkeit der Gesinnung im Leben auszuüben, wenigstens sie dieselbe geliebt hätten. Sein Verbrechen in den Augen der Welt bestand darin, daß er den Deckmantel der Heuchelei und Verstellung von denen weggezogen hatte, die sich mit den feierlichsten Eidschwüren zu Grundfäden verpflichtet hatten, denen sie im nächsten Augenblick untreu zu werden keinen Anstand nahmen.

Wir übergeben, was Hallam über die Discorsi Machiavelli's klar und gut geschriebenes hat, und geben nur noch den Schluß des ganzen Abschnittes. „Wenige politische Abhandlungen“, sagt er, „können noch jetzt mit mehr Vortheil gelesen werden, als die Discorsi. Ja, sie werden im Verhältnis zu der immer sichtbar werdenden Neigung der menschlichen Gesellschaft zur Demokratie, und bei der durch dieselbe als notwendige Folge herbeigeführte Trennung in einzelne unabhängige Staaten, umkreist eine noch größere Anwendbarkeit erhalten. Die ganzliche Leidenschaftlosigkeit, die beständige Verlickung irgend eines bestimmten Zweckes bei jeder politischen Maßregel, endlich die Nichtbeachtung aller die dahin bestehenden gesellschaftlichen Verbindungen, Namen und Personen lassen ihn allerdings in den Augen gefühlvoller und geschickter Leser als einen Mann von eifriger Kälte erscheinen, machen ihn aber zu einem scharfsinnigen und nützlichen Rathgeber für alle die, welche die nöthigen Mittel anwenden können, um seine Theorie nach Zeit und Umständen zu verbessern. Er hat eine Schule von klugen und scharfsinnigen Bearbeitern der politischen Geschichte gebildet, die sich in Italien und Frankreich zwei Jahrhunderte lang behauptet hat, und die, wie groß auch immer ihre Irrthümer waren, nur mit Hilfe von der besseren Schule unterdrückt worden ist, indem seine reger und lustigen Declamationen von Vielen für politische Weisheit angesehen wurden. Wir wenigstens finden in diesen Grundfäden eine weit schmerzlichere und unverständlichere Trennung von den Regeln der Moral um irgend eines Idols von allgemeinen Prinzipien und Rechten willen, als in dem Fürsten des Machiavelli, dem man ähnliche Grundfäden so oft zur Last gelegt hat.“

A u s t r a l i e n .

Die Straf-Kolonien in Neu-Süd-Wales.

(Schluß.)

II. Nicht minder traurig sind die Wirkungen des Mißbrauchs geistiger Getränke, welche man diesem entarteten Volke in immer steigendem Uebermaße zuführt. Wie schnell ihr Verbrauch zunimmt, ersieht sich aus folgender Uebersicht der in den letzten Jahren versteuereten Quantitäten:

Jahr.	Gallonen.	Versteuert mit
1826	149,902½	43,663 Pfd. 12 Sh. 11 Pence.
1834	273,841½	107,955 „ 9 „ 1 „
1835	291,138	117,161 „ 8 „ 11 „

Die Bevölkerung der Kolonie betrug im Oktober 1825, als Sir Thomas Brisbane's Verwaltung zu Ende ging, 36,336 Seelen. Die letzte Zählung ist im Jahre 1833 vorgenommen worden; nach ihrem Ergebnis, und wenn man für die letzten Jahre den Zuwachs durch Geburten, durch Einwanderung und durch die Ueberführung von Sträflingen in Anschlag bringt, muß man für das Ende des Jahres 1835 wohl 80,000 oder mehr rechnen. Es folgt daraus, daß jede Person in Neu-Süd-Wales durchschnittlich, Männer, Weiber und Kinder zusammen gezählt, jährlich 3½ Gallons Branntwein konsumirt, während im Königreich Großbritannien auf die Person durchschnittlich nur ein Gallon und etwas Weniges darüber gerechnet wird. Von jenen 80,000 muß man aber abrechnen: erstens die Sträflinge, die noch ihre Strafzeit überleben, und denen durchaus kein Branntwein verabreicht wird, zweitens die Kinder und drittens eine große Zahl Eingeborener, die in der Regel geistige Getränke nicht vertragen. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind es also nicht viel über 40,000 Personen, die jene Masse geistiger Getränke konsumiren, so daß auf jeden Kopf das übermäßige Durchschnitts-Quantum von sieben Gallons jährlich kömmt. Wenn man nun schon in England Grund hat, die Zunahme der Verbrechen großentheils aus dem zunehmenden Verbrauche berauschender Getränke zu erklären, so kann die Deportation weder zur Verhütung der Verbrechen, noch zur Besserung der Verbrecher das Mindeste nützen, wenn in der Straf-Kolonie viermal so viel Branntwein getrunken wird, als in Großbritannien und Irland.

Die Sträflinge wissen sich sogar während der Dauer ihrer härtesten Strafzeit ihre spirituellen Lieblingsgetränke zu verschaffen. Denn da sie ihre Arbeit zerstreut auf dem Lande verrichten, wo sie die Pflanzungen der freien Kolonisten bestellen, oder deren Vieh hüten und dgl., so kann keine Aufsicht verhindern, daß sich zwischen den bereits befreiten und den noch in Strafzeit stehenden Sträflingen ein Verkehr entspinnt; die Ersteren bringen den Letzteren Branntwein, und diese geben dafür ein Stück von dem Gute ihres Herrn, nicht selten ein ganzes Schaaf oder ein Lamm, um den verbotenen Genuß zu erkaufen.

III. Die Strafen sind viel zu gelind und die Behandlung, welche der Züchtling erfährt, viel zu glimpflich, als daß Zucht und Ordnung dabei bestehen könnte. Der Sträfling hat es in Neu-Süd-Wales gar nicht schlimmer, eher noch besser als mancher Bauer in England, und wenn er sich nur äußerlich vorsichtig und wohlwollend benimmt, so kann es ihm nicht fehlen, daß er bald frei wird. Unter diesen Umständen erscheint die Deportation gar nicht mehr als Strafe; im Gegentheil, die Schilderungen davon erscheinen dem gemeinen Manne in England so lockend, daß manche Leute ein Verbrechen begangen haben in der ausdrücklichen Absicht, sich deportiren zu lassen. Der Verfasser erwähnt ein Beispiel unter vielen: ein Frauenzimmer, das als Sträfling nach Neu-Süd-Wales gekommen war, schrieb an ihre Schwester in einer Englischen Provinzial-Stadt und rieth ihr, so bald als möglich einen Diebstahl zu begreifen, damit sie auch hinaufgeschickt würde; der Rath wurde in der That befolgt.

IV. Nicht allein führen die meisten Sträflinge ein bei weitem bequemeres und behaglicheres Leben, als der arbeitsame Bauer in England, sondern nicht Wenigen gelingt es, auch Besitzthum und großes Vermögen zu erwerben. Manche gab man gleich anfangs zu einem oder dem anderen wohl angelegenen Kaufmann, der einen Laden hielt, in Dienste und gestattete ihnen, neben dem Dienste ihres Herrn auch für ihre eigene Rechnung zu arbeiten und zu erwerben. Bei weitem in den meisten Fällen wird die Strafzeit beträchtlich abgekürzt, und der Sträfling erhält einen Entlassungsschein, wodurch ihm erlaubt wird, jede beliebige Beschäftigung zu ergreifen. Dann legt derselbe sich etwa einen Schnittwaaren-Laden an, oder er nimmt eine Kieze und geht hausiren, oder er vermietet sich als Schaafhirt; überhaupt ist er in der Wahl der Mittel, sich zu ernähren und Geld und Gut zu gewinnen, nichts weniger als gewissenhaft.

V. Daß die Deportation solcher Verbrecher, die im Vaterlande eine feine Erziehung und Bildung erworben haben, die Demoralisation in der Kolonie befördert, diese Behauptung kann auf den ersten Blick sonderbar erscheinen, ist aber richtig. Es geht aus den Aussagen, die in den Jahren 1831 und 1832 vor dem Comité des Unterhauses gemacht worden sind, deutlich hervor, daß es für die Regierung der Kolonie meistens ein Anlaß zu Verlegenheiten und nicht geringen Schwierigkeiten ist, wenn ihr dergleichen fein erzogene Verbrecher aus den höheren Ständen zugesendet werden. Man weiß nie recht, was man mit solchen Subjekten anfangen soll. Gewöhnlich hilft man sich damit, daß man sie als Schreiber in den verschiedenen Büreaus der Kolonialverwaltung anstellt; oder man giebt sie als Kopisten und Buchhalter zu einem Advokaten, einem Kaufmann, oder Kleinräumer. Mancher kommt gar als Informator in das Haus eines wohlhabenden Kolonisten, um den Kindern nützliche Kenntnisse beizubringen und sie zur Tugend und Religion anzubahnen. Mancher wird Redacteur oder Unter-Redacteur einer Kolonial-Zeitung und giebt als solcher seinen Lesern, sammt und sonders, gute Lehren über die zweckmäßige Behandlung der Sträflinge, — hält, wie ein Professor ex cathedra, Lob- und Strafreden auf die regierenden Personen, die Richter und die Obrigkeiten; — ja nicht selten macht ein solcher es sich zum besondern Geschäft, die Klasse der Sträflinge und der befreiten Züchtlinge zum bittersten Haffe gegen die freien Kolonisten anzureizen.

Als ein auffallendes Beispiel von der Leichtgläubigkeit, womit Züchtlinge von einiger Erziehung und Kenntniß in der Kolonie ihre Carriere machen, müssen wir einen gewissen E. . . . erwähnen, einen Rechts-

Anwalt aus Dublin, der, wegen Fälschung und anderer grober Vergehen zur Deportation verurtheilt, als Sträfling in der Kolonie anlangte, zur Zeit, als General-Major Macquarie Gouverneur war. Man gab ihn zu dem ehrwürdigen Mr. S. . . . , einem der bischöflichen Kaplane von der Kolonie, ins Haus, und dieser nahm den Menschen zum Erzieher für seine Söhne. Was für Lehren der würdige Pädagog seinen Zöglingen gegeben hat, das mag Gott wissen; aber ganz jüngst stand einer der jungen Leute wegen Viehdiebstahls vor dem Kriminal-Richter-Gericht, wurde schuldig befunden und von Neu-Süd-Wales nach Van diemens-Land deportirt auf Lebenszeit. Die höchst achtungswerthe Familie lebt seitdem in der größten Betrübniß, und der Vater hat seine grauen Haare mit Kummer zu Grabe getragen. Jener S. . . . hat seitdem Weib und Kinder in der Kolonie zurückgelassen und lebt wieder in England; sein ältester Sohn hält sich in der Kolonie zu Sydney auf und lebt im Konkubinat mit der Tochter eines Englischen Geistlichen, die nach dem Tode ihres Vaters auf einem Weiber-Transport-Schiff des oben erwähnten Herrn John Marshall die Reise nach der Kolonie gemacht hatte.

Dr. Lang besteht durchaus darauf, daß die Deportations- und die Strafzeit lange währen muß, wenn sie nützen soll; mindestens vierzehn Jahre, besser noch lebenslanglich. Hierin ist er nun freilich verschiedener Meinung von Lord John Russell, der in einer kürzlich ins Parlament eingebrachten Bill das Minimum der Strafe auf zehn Jahre anzusehen vorschlägt. Vielleicht wird bei der Beratung, mit Rücksicht auf die von dem Verfasser angeführten Thatsachen, eine längere Dauer festgesetzt werden; aber die Hauptsache ist, daß die zuerkannte Strafzeit wirklich ausgehalten werde, und daß der Sträfling nicht auf ihre Verkürzung rechnen könne.

Der Verfasser macht Vorschläge, wie man in Zukunft die Züchtlinge zweckmäßiger behandeln könne; was er räth, ist durchaus verständlich und ganz wohl ausführbar. Er wünscht hauptsächlich eine zahlreiche Einwanderung freier Kolonisten, wobei zu je hundert Familien ein Prediger und ein Schulmeister gesetzt werden soll. Er ist überzeugt, und mit Recht, daß mit der Beibehaltung und Verbreitung der äußeren Mittel der Civilisation wenig geholfen ist, wenn nicht auf Erhaltung der Frömmigkeit und Sittlichkeit gewirkt wird. Die freien Einwanderer würden, sich selbst überlassen, je zahlreicher, desto schneller entarten; wir haben an den äußersten westlichen Niederlassungen in Nord-Amerika und an der Kolonie von Neu-Süd-Wales warnende Beispiele von dem schlechten Erfolge, der bei dem gegenwärtigen Systeme nicht ausbleiben kann.

Bei einer Kolonie, sagt der Verfasser, wo man ein so verkehrtes System hat sich verbreiten und festsetzen lassen, wo die Regierung selbst es gepflegt und in Aufnahme gebracht hat, darf man die Frage gar nicht aufwerfen, ob die Deportation überhaupt sich wirklich bewährt habe, Verbrechen zu verhüten und die Verbrecher zu verbessern. Das stänge wie bitterer Spott. Wie viel dem Mutterlande damit geholfen sein mag, das mag dahin stehen; aber in Neu-Süd-Wales, dies steht fest, hat unter diesem Systeme die Zahl der Verbrechen sich gemehrt und ist noch beständig im Zunehmen. Es sind vor dem höchsten Gerichtshof der Kolonie und bei den vierteljährlichen Gerichts-sitzungen der Kommission wegen Veruntreuungen aller Art verurtheilt worden: Im Jahre 1831 — 361 Personen, 1832 — 425 Personen, 1833 — 365 Pers., 1834 — 685 Pers., 1835 — 771 Personen.

Wird das System nicht verbessert, so thäte man in Wahrheit klüger, die Deportation ganz aufhören zu lassen. Aber was sollte man dann mit allen verurtheilten Verbrechern im Mutterlande anfangen? Zu Hause einsperren kann man sie nicht, oder das Parlament müßte etliche Millionen zum Bau von Gefängnissen votiren. Auch läme ihr Unterhalt in England noch weit theurer, als in Australien zu stehen. Die Ueberfahrt eines Sträflings kostet nur 15 Pfd., sein Unterhalt in der Kolonie jährlich nur 10 Pfd. Eine bessere Einrichtung des Strafwesens und eine geschickte Verwaltung würden ohne Zweifel die Kolonie sehr bald in den Stand setzen, alle ihre Ausgaben aus eigenen Mitteln zu bestreiten, und dann würde die Ueberführung und der Unterhalt der Verbrecher dem Mutterlande keine lästige und unnötige Kosten mehr verursachen. (Br. Rev.)

Italien.

Alessandro Manzoni's Ideen über literarische Kritik.

36) Würden nur schiefe, verschrobene, für die reine Wahrnehmung des Schönen nicht empfängliche Geister durch die willkürlich in der Literatur erfundenen Vorschriften irre geführt, so könnte man die letzteren immerhin gewähren lassen und brauchte sie gar nicht zu bekämpfen. Aber leider übt diese Tyrannei auch auf große Dichter und auf wahrhaft einsichtige Kritiker einen schädlichen Einfluß, der aufgedeckt werden muß, damit man sich davor hütet. — Auch das größte Genie, im poetischen Schaffen begriffen, ist niemals vollkommen seiner sicher; es bedarf des Zeugnisses Anderer, um in dem Glauben an seine ihm inwohnende Kraft bestärkt zu werden. In der That, wie sollte der Dichter sich auf die Entscheidung seines eigenen Sinnes verlassen, wo es sich um Schöpfungen handelt, die ein Theil seines eigenen Selbst sind? das Urtheil Anderer muß ihn belehren, ob Wahrheit und Reinheit, oder ob Scheinwesen und Affeciation darin waltet. Begegnet ihm Geringschätzung, so wird er dadurch gedemüthigt und verwirrt; ja, schon werden Dichter mißversteht, bringt ihn dahin, daß er an sich selber zweifelt. Er wünscht nichts weiter, als daß man ihn höre und dann beurtheile; aber es genügt nicht, daß das Urtheil redlich sey, es soll auch kundig seyn. Er sehnt sich nach Ehre und Ruhm; aber er will, daß diejenigen, so ihm beides spenden, ihn dessen auch wirklich für würdig achten. Auch Tadel läßt er sich gefallen, wenn er daraus eine Lehre nehmen kann, und wenn derselbe nicht aus Leidenschaft und geschäftiger

Gefinnung hervorgeht. — Was thut aber eine Kritik wie die, wodurch vor Jahren Scudery zu beweisen trachtete, daß Corneille's Eid eine elende Tragödie wäre? Scudery zählt mit vielen Worten eine Menge Dinge her, die seiner Meinung nach dazu gehören, damit aus einem schlechten Trauerspiele ein gutes wird, und weist sorgfältig nach, daß von allen diesen Dingen im Eid nichts steht. Seine ganze Kritik reduziert sich darauf, daß er selbst Corneille nicht begreift und es auch anderen Leuten unmöglich macht, ihn zu begreifen.

37) Es läuft vielleicht den vergebrachten Vorstellungen zuwider, aber es ist doch wohl die schlichte und einfache Wahrheit, wenn ich sage, das Wesen der Poesie besteht nicht darin, Fakta zu erdichten. Diese Art Erdichtung ist fürwahr die leichteste, die allergewöhnlichste Geistesverrichtung eines Poeten, es gehört nicht allein die wenigste Ueberlegung, sondern auch die wenigste Phantasie dazu. Poetische Produkte, die auf einem Inhalt von erfundenen Thatsachen beruhen, dergleichen giebt es mehr als zu viel; die großen und ewigen Denkmäler der Poesie bei allen Völkern sind auf geschichtliche Ereignisse oder doch auf Traditionen gegründet, die für geschichtlich wahr galten. — Man weist mir vielleicht ein, wenn dem Dichter sein Vorrecht genommen wird, das ihn vom Historiker unterscheidet, das Recht nämlich, Thatsachen zu erfinden, was bleibt ihm übrig? Was ihm bleibt? Die Poesie, eben die reine Poesie. Denn Alles in Allem erwogen, was lernen wir aus der Geschichte kennen? Die Ereignisse von außen, die bloße Rinde und Schale der Begebenheiten, die Summe des durch Menschen materiell Vollbrachten, nicht aber ihr Denken und Fühlen bei ihren Handlungen, nicht ihr Empfinden in Glück und Unglück, in Freude und Leid, nicht die Macht des Wortes, wodurch ein Wille auf den anderen, eine Leidenschaft auf die andere wirkt und sich fortpflanzt, nicht die Gewalt des Tones, nicht die Schüßigkeit des Trostes, alle diese tiefsten und schönsten Offenbarungen menschlicher Individualität muß der Historiker mit Stillschweigen übergehen, und gerade hier liegt das Reich der Poesie. Ganz ungegründet ist die Besorgniß, als könnte es in diesem Gebiete je an Stoff und Anlaß zu neuen Schöpfungen fehlen, an Schöpfungen im wahren, für Menschen einzig wahren Sinne des Wortes. Jedes Geheimniß der menschlichen Seele, der verborgene Keim, aus dem die größten Thatsachen hervordachsen, die geistigen Merkmale des Großen und Erhabenen im Menschen und seinem Schicksale, dies Alles tritt vor das innere Auge, vor die Phantasie des Dichters, der sich mit tiefer und starker Empfindung in seinen Gegenstand zu versetzen weiß; er erschaut durch Divination, er erschaut und offenbart durch die Sprache Alles, was im menschlichen Wollen und Thun Mächtiges und Geheimnißvolles, was im menschlichen Leiden tief Erschütterndes und höhere Ahnungen Erweckendes liegt.

38) Die Darstellung menschlichen Empfindens und Wollens, menschlichen Thuns und Leidens an das wirklich Geschehene anzuknüpfen, das heißt dramatische Poesie. Ereignisse erdichten, um jene Darstellung daran anzulehnen, war das Geschäft der Romanschreiber von den Tagen der Mademoiselle Scudery bis auf die unsrigen.

39) Hiermit will ich keinesweges die Gattung des Romans an und für sich als eine irrthümliche, unwahre in der Dichtkunst bezeichnet haben; vielmehr besitzen wir Romane, die in Anlage und Ausföhrung als Muster poetischer Treue und Wahrheit gelten können. Dazu gehört aber, daß der Dichter vorher den Charakter, die Eigenthümlichkeit, die Sitten des Zeitalters und der Personen, die er auftreten lassen will, treu und sicher aufgefaßt habe; daß er alsdann Handlung, Begebenheiten, Situationen erfinde, in möglichster Nachahmung dessen, was uns in der Wirklichkeit und im Leben begegnet, und daß er an diesem Inhalt die Charaktere und Sitten sich aufweisen und entfalten lasse. — Ich will nur sagen, wie es für jede Dichtungsgattung eine Krone giebt, an der der Dichter am leichtesten schrittet, so hat man beim Roman sich am meisten davor zu hüten, daß die Erdichtung nicht zur Unwahrheit werde. Es besteht ein großer Unterschied zwischen dem Ausdruck menschlicher Gedanken und menschlicher Empfindungen; ihr Denken und Wollen spricht sich in der Regel deutlich genug in ihren Reden und Handlungen aus und gewährt für die Darstellung einen hinlänglich breiten und sicheren Boden; aber für die Schilderung der Gefühle ist es sehr schwer und gelingt selten, den wahren natürlich ergreifenden Ausdruck zu finden. Hier ist das Treffende, Deutliche, Angemessene immer nur Eines, und daneben des Unklaren, Schwachen, Gezwungenen unendlich viel; und aus der großen Schwierigkeit, jenes Erste zu treffen und im Ausdruck schön und wahr zu gestalten, erklärt es sich, warum wir so wenig wahrhaft treffliche Dichter in dieser Gattung besitzen. Die Meisten halten sich im Mittelmäßigen; man sieht, daß sie auf dem rechten Wege sind oder ihn mindestens suchen, daß eine Ahnung des Wahren und Volkswahren ihnen bald deutlicher, bald unbestimmter vorschwebt, daß sie aber sehr große Mühe haben, nach diesem Ziele hin der rechten Spur zu folgen. Wo nun vollends dieses Ziel ganz aus den Augen verloren, wo die dahin weisende Spur blindlings verschmäht wird, da sieht es kläglich aus. Der Punkt, worin am meisten und von den meisten Romandichtern gesündigt wird, ist nun gerade die Erfindung der Begebenheiten und Situationen; nur in dem treuen Anschließen an die Wirklichkeit ist hier Heil zu finden; wer dies verschmäht, der entfernt sich unvermeidlich vom natürlichem Wahren und verfällt in alle die störenden und jämmerlichen Fehler, an denen Romane gewöhnlichen Schlagens so reich sind: Unwahrscheinlichkeit und gezwungene Anlage der Begebenheiten sowohl als der Charaktere, wodurch die Begebenheiten herbeigeführt werden sollen; die Sucht und Jagd nach abenteuerlichen Vorfällen, nach ganz unerhörten, spannen-den, haarsträubend gefährlichen Situationen, nach überraschenden Gefügungen, nach wunderlichen Verwicklungen der Leidenschaften und der Interessen. Auf diesem Wege haben die Romandichter für ihre Zwecke eine menschliche Natur geschaffen, die keinen Zug mit der wirklichen gemein hat; die letztere hat ihnen vor Augen gelegen, aber sie haben die Augen zugemacht. Daher ist das Beiwort „romanhaft“ gebräuchlich

worden, um ganz allgemein in Begebenheiten, Empfindungen und Benehmen eben diese Unwahrheit, dieses verzerrte, geschraubte, falschgestimmte Wesen, kurz, um das ganze Gebräuge zu bezeichnen, was für die aufstrebenden Personen in unseren Romanen durch lange Übung conventionell geworden ist.

F r a n k r e i c h.

Fontanes in Lyon.*)

Zur Zeit der merkwürdigen Revolutions-Belagerung von Lyon hatte der Dichter Fontanes das Unglück, mitten in den Ruinen dieser Stadt eingeschlossen zu seyn; die feindlichen Bomben zerstörten sein Haus, und eine beträchtliche Summe Gold, Silber und Assignaten, die er darin verborgen, konnte er später niemals mehr wiederfinden. Er hatte ein junges Weib und ein Kind, welches jene erst vor kurzem zur Welt gebracht, und voll Furcht und Besorgniß für diese beiden zarten Wesen, entschloß er sich, auf jede Gefahr die Stadt zu verlassen. Dazu mußte er sich zuerst einen Paß verschaffen; nachdem er diese Schwierigkeit besiegt, kam eine zweite, an deren Ueberwindung selbst ein noch so gewandter und erfunderischer Geist verzweifeln mochte; es handelte sich nämlich darum, beim Herausgehen aus der Stadt gewisse Kostbarkeiten und silberne Kleinodien mitzunehmen, und unter anderen antirepublikanischen Effekten auch einen Becher, den die Familie in Dimszeiten von einem Monarchen zum Geschenk bekommen und in welchen ein geschickter Künstler das Wappen des Königs von Sardinien eingegraben hatte. Dieses Kleinod fortzuschaffen, das machte ihm die meiste Angst. Was konnte gefährlicher seyn, als ein solcher Pokal, ein Gegenstand der Liebe und Verehrung, und noch dazu mit dem Wappen eines Königs! Das hieß ja dreifach Pitt und Coburg begünstigen. Und doch mußte er fort oder sich einem sicheren Tode aussetzen; sollte er aus der Stadt gehen und seine beste Hülfquelle zurücklassen? Wer weiß, wohin er noch fliehen muß, und wer kann ihm die Dauer seiner Verbannung vorherzusagen!

In dieser Noth saß der Dichter einen Entschluß; er läuft zu einem Bekannten, einem ganz guten und ehrlichen Republikaner, der noch kürzlich ein Gärtner, als solcher höchst bequem und zufrieden gelebt hatte, jetzt aber fast ganz heruntergekommen war, seitdem es den Gärten eben so schlecht ging, wie den Schlössern, seitdem der republikanische Boden nichts als Freiheitsbäume tragen wollte. Bei diesem entlastet sich Fontanes seiner Staatskleider und tauscht oder kauft sich dafür eine vollständige Sansculotten-Garderobe, um in Jacke und Gessinnung ganz wie ein Revolutionnaire anzusehen. Jetzt trägt er schwarzes Haar, denn was kann verpönter seyn, als der freiheitswidrige Puder! Er hat weite Pantalons und mit Eisen beschlagene Schuhe ohne Schnallen; die alten Schnallen überläßt er dem wackeren Gärtner, damit dieser sie auf den Altar des Vaterlandes als patriotische Gabe niederlege. Dies und noch einige andere Ausrübe werden angenommen, und unser Dichter ist endlich von Kopf bis Fuß ausgerüstet.

Einige Stunden später kommt ein Bauer mit einem schweren Paß Wäsche zu einem Hause heraus; das war Niemand anders als Fontanes. In den Päckchen liegt das Silberzeug, das Geld und der gefährliche Pokal: nur schwer und langsam schreitet der verkleidete Bauer vorwärts, tief seufzend unter seiner Bürde; einige Schritte hinter ihm her folgt die junge Familie mit dem Paß. Doch nun mußte der Zug vor dem furchtbaren Todes-Instrument vorüber, welches damals in beständiger Funktion war, welches jeden Augenblick trohend und zum Schlage gerüstet, sein Ziel nie versicherte. Fontanes erblickt, seine Frau fängt an zu zittern: ihre Lage ist schrecklich. Wenn sie einen anderen Weg einschlagen, so erregen sie Verdacht; scheuen sie es aber nicht, vorüberzugeben, so müssen sie dem gräßlichen Nordwerkzeug fest ins Auge blicken; denn das geringste Zeichen von Abscheu ist hier Verbrechen und setzt sie in Gefahr, eine Auswerflichkeit auf sich zu ziehen, die sie ja auf jede Weise von sich ablenken müssen. Wie sollen sie aber mit Ruhe und Gleichmuth jenes Schwert betrachten, an dem vielleicht noch das frische Blut eines Freundes kleben mag. Doch die Noth drängt, ein Entschluß muß gefaßt werden: schon steht das Schaffot vor ihm, und mit vorwärtsgestrecktem Hals und Kopf, die Finger in den Tragriemen der Butte eingekramt, als wollte er sie mehr an sich ziehen, um seinen Schultern die Last zu erleichtern, starrt er dumpf und mutlos auf die Todemaschine hin.

Da tritt ein Kerl auf ihn zu, dessen blutdürstige Mienen nichts Gutes weissagen, einer von jenen Leuten, welche damals den Platz nie verlassen, und die man recht bezeichnend die Leibwächter der Guillotine nennen konnte. „Du hast wohl Furcht?“ redete er den Dichter an, „weil Du so hinstarrst auf das Messer der Nation?“ — „Was, Furcht! Bin ich denn ein Feodalist, daß ich Furcht zu haben brauche? Hölle und Teufel! Sieh mich doch einmal an: hab' ich denn solch' ein Aristokratengesicht an mir?“

In diesem Augenblick kam auch die Madame Fontanes dazu; sie zitterte vor Angst, senkte aber den Kopf auf ihr Kind herab und sammelte sich in diesem Augenblick neuen Muth und Kräfte.

„Heda! Was bist Du für Einer?“ fing ein zweiter Inquisitor an. — „Ich bin ein Fleischer.“ — „Und das Weibchen da?“ — „Da, da! das fragst Du noch? Sieh Dir doch mal den Kleinen an: der ist mir ja wie aus dem Gesicht geschnitten! Und noch dazu erst zehn Monate nach der Hochzeit, nicht wahr, das ist patriotisch? Meiner Tren, meine Alte ist auch so lächel nicht. He, was meint Ihr, hab' ich ein schlechtes Auge?“ — „Und doch, warum gaffst Du nach der Guillotine dort so...“ — „Na, ist denn das verboten? Sagt' mal selbst, ihr

* Aus dem kürzlich erschienenen fünften Bande der interessanten Memoiren des Schauspielers Fleury.

Leute! Ist nicht die Guillotine ganz für's Volk gemacht? Was würden wir anfangen, Du und ich und wir Alle zusammen, wenn wir keine Guillotine hätten.“ — „'s ist wahr, Du hast Recht; Du bist ein braver Sansculotte!... Nieder mit den Zerbengeln, nieder mit den Aristokraten! Es lebe die Republik!“ — „Es lebe die Guillotine!“ schreit der ganze Haufe im Chorus.

Fontanes kann dieses Kannibalen-Geschrei nicht über seine Lippen bringen; seine Frau ist ganz blaß und zitternd, kaum kann sie das Kind tragen, sie sucht mit der Hand eine Süße, der Muth geht ihr aus, sie ist nahe daran, sich zu verrathen. — „Heda, Mütterchen, hörst Du nicht die Kameraden? Du mußt mitfliegen, Alte: Ah, ga ira, ga ira, ga ira! les muscadins à la lanterne! Donner und Wetter, gesungen muß werden!“ — „Und getanz muß werden; die Hand her! runter mit Deiner Butte!“ — „Aber...“ — „Runter, sag' ich, mit Deiner Butte!... man wird sie nicht fressen!... Willst Du sie wohl runter legen! Ist sie Dir denn angeleimt?“

Da stürzen die Rasenden über den Paß her und nehmen ihn dem Dichter ab, welcher sich anfangs zu widersetzen sucht, bald aber, mehr todt als lebendig, Alles mit sich machen läßt und sich den kalten Schweiß von der Stirn trocknet. Schon giebt er sich für verloren; schon ist die Butte in ihren Händen, sie stellen sie auf einen Haufen Steine und werden vielleicht bald die Habseligkeiten in dem Korbe durchsuchen: dann werden sie den Pokal finden, den unglückseligen Pokal, und dann ist Alles aus. Schon will er sich preisgeben, nur für seine Frau will er um Gnade bitten, für dieses arme Weib, das sich in der Angst krampfhaft an ihren Säugling hält; noch einmal sieht er ihre Verzeihung stehend ins Auge, da, in diesem letzten Augenblick, kommt ihm seine Geistesgegenwart zurück. Ein Rettungsmittel ist ihm plötzlich eingefallen; er sieht ein lautes Freudengeschrei aus und flücht, wie wahnsinnig, mit den Händen. — „He, Du bist ein drolliger Patron“, riefen die Kameraden. — „Hört, ich habe eine Idee, eine ganz vorzügliche Idee! Meiner Frau muß mir die Carmagnole tanzen. Donner und Wetter! das giebt Muth und Leben!“

Seine Gattin blickt ihn voller Bestürzung an. — „Heda, mach' mir keine langen Faren! Nichts für ungut, Kameraden, 's ist noch etwas junges, fürchtames Blut... He, wer will den Korb unter dessen bewachen? Den Korb und das Kind zusammen, versteht sich... So,.... ganz sachte,.... legt mir den Kleinen da auf die Wäsche... das ist gewohnt, auf dem Paß, wie auf Klammern zu schlafen... Und nun, Mutter, die Hand her! Heran, ihr Anderen, daß wir die patriotische Kette schließen.“

Die Mutter hatte ihn verstanden; sie nahm sich zusammen und sprang in die Runde, und während das Innerste beider Eheleute sich in dieselben Stoß, und Dankgebete ergoß, mußte ihre Stimme, so gut es gehen wollte, die Worte der schrecklichen Carmagnole mitbrüllen.

Endlich war ihre Erlösung gekommen: das Kind ward der Mutter zurückgegeben, Fontanes ließ sich ganz ruhig den Paß auf seine Schultern legen, und als er dann von den Kameraden scheiden mußte, drückte er ihnen zum Zeichen der Bräderschaft die Hand, ließ seine Frau einige Schritte vorangehen, und nachdem er den Sansculotten Lebewohl gesagt, trillerte er sich noch im Geben einige Strophen aus jenem Abschiedsliede, welches nachher von Méhul's Chant de départ verdrängt worden ist.

M a n n i g f a l t i g e s.

— Unterricht und Religiosität. In Frankreich scheint man immer mehr zu der Einsicht zu kommen, daß Alles, was dort Noth thut — das Dringendste und zugleich das Unentbehrlichste — sich in den Worten „Unterricht und Religiosität“ zusammenfassen läßt. Die noch von dem Minister Guizot hauptsächlich nach Deutschen Mustern angeordneten Maßregeln zur Errichtung neuer Elementarschulen werden hoffentlich dazu beitragen, die Masse, die in Frankreich nicht lesen und schreiben kann, bedeutend zu verringern. Aber das Lesen und Schreiben thut es bekanntlich nicht allein. Ja, wir haben es in der neuesten Zeit oft genug erlebt, daß es gerade die Letztere war, was einen Menschen verdorben hat. Alsbald, Pepin und der nichtswürdige Lacenaire, der sogar recht hübsche Verse zu machen verstand, kannten die Literatur des Konvents, kannten den Marquis von Sade und dessen Hölleroman so genau, daß sie allenfalls einen cours de littérature darüber hätten halten können. Also nicht darauf, daß überhaupt gelesen wird, sondern auf die Art der Lektüre kommt es an. Diese nun zu leiten, hat sich eine Anzahl achtbarer Männer in Frankreich zusammengesetzt, die zunächst in Besangon unter der Firma von Gauthier u. Comp. eine großartige Buchhandlung gegründet haben, von welcher bereits wohlfeile Ausgaben von Bourdaloue, Massillon, Fenelon, Bossuet, Bergler, Guerin du Rocher und Zeller, von der „Nachahmung Jesu Christi“ und von einigen Kirchenvätern verbreitet worden sind. Gegenwärtig will dieser Verein nun seine Etablissements erweitern, und die Einkünfte, die er erlassen hat, scheinen in Paris vielen Anstalt gefunden zu haben. Daß hier nicht von politischen Partei-Zwecken oder von bloßen Frömmel-Bestrebungen die Rede sey, geht wohl schon aus dem Umstande hervor, daß es nicht etwa die Gazette de France und Lammenais' Monde sind, die diesen Verein empfehlen, sondern gerade die ministeriellen Blätter, wie die Paix und das Journal de Paris, reden ihm das Wort. Gewiß dürfte auch im Auslande mancher Menschenfreund sich veranlaßt finden, ein solches Unternehmen in Frankreich zu unterstützen. Hängt doch von der inneren Gestalt gerade dieses Landes die Europäische Wohlfahrt in so mancherlei Beziehungen ab! Und was kann es wohl Schöneres und Lohnenderes geben, als das Bewußtseyn, die Religiosität, die Bildung, die Begriffe wahrer Humanität und das Wohlseyn seiner Mitmenschen direkt oder indirekt gefördert zu haben!